

Manfred Spreng

Es trifft Frauen und Kinder zuerst.

Wie der Genderismus krank machen kann!

Es trifft Frauen und Kinder zuerst. Wie der Genderismus krank machen kann!

Manfred Spreng

Seit Kabinettsbeschluss vom 23. Juni 1999 ist die unter dem internationalen Begriff »Gender-Mainstreaming«¹ etablierte Verpflichtung der Politik, Entscheidungen so zu gestalten, dass sie zur Förderung einer tatsächlichen Gleichberechtigung der Geschlechter beitragen, Leitprinzip und Querschnittsaufgabe der Bundesrepublik Deutschland. Da die juristische Gleichberechtigung der Geschlechter außer Frage steht, wird seitens des Familienministeriums neuerdings verschleiern von einer »effektiven Gleichstellungspolitik« gesprochen.² Dies, obwohl in früheren Verlautbarungen des Ministeriums entlarvend von Geschlechterrollen die Rede war, die – anders als das biologische Geschlecht – erlernt und damit auch veränderbar seien.

Zweifellos kann und soll man über mögliche Benachteiligungen durch Geschlechterrollen unter Berücksichtigung aller Zusammenhänge und Auswirkungen auf die Gesellschaft diskutieren. Wenn jedoch der Standpunkt vertreten wird, Mannsein und Frausein seien nur eingeredet, die existierenden Geschlechter also nur ein Produkt verfehlter Sozialisation, gegen die verändernd auf allen Ebenen vorgegangen werden muss, dann besteht die Gefahr der gezielten Dekonstruktion bzw. letztlich Abschaffung der Zweigeschlechtlichkeit mit weitreichenden Folgen.

So soll die Unterscheidung zwischen Mann und Frau im gesellschaftlichen Sinne künftig unzulässig sein und biologisch

begründete Unterschiede sollen nicht mehr der Geschlechtszuweisung dienen. Auch seien demzufolge geschlechtliche Identitäten frei aus einer Vielzahl denkbarer Auswahlmöglichkeiten individuell zu finden.

Spätestens nach Erkenntnis dieser ins Krankhafte tendierenden, veruneindeutigenden Zielrichtungen des Genderismus, vor allem aber nach vielfachen Behauptungen sinngemäß wie: Jede Person könnte Mutter sein; Neugeborene kämen als ungeschriebenes Blatt Papier zur Welt, Frau- und Mannsein sei nur anerzogen, sowie schließlich die Forderung flächendeckender, nicht-identitärer, also die biologische Geschlechtlichkeit vernachlässigender Kindererziehung durch staatliche Einrichtungen (Krippe, Kita), muss die Frage gestellt werden, ob derartiges in der Zukunft negative gesundheitliche Folgen haben wird.

Abwertung des Frauseins

Betrachtet man in diesem Zusammenhang zunächst die **Frau**, dann kann man feststellen, dass der dem Genderismus teilweise zugrundeliegende Radikalfeminismus, vereinfacht formuliert, fordert, dass die Frau »Mann werden muss«, um (»vollwertiger«) Mensch zu sein.

Wenn die damit verbundene Tendenz der Abwertung und sogar Dekonstruktion typisch weiblicher Eigenschaften Raum greift, wird dies nicht ohne Folgen bleiben.

Die infolge unterschiedlicher Beschaffenheit weiblicher Gehirne gegebenen Überlegenheiten, häufig optimal ergänzend gegenüber denjenigen des Mannes, sind dann gefährdet. So z. B. der leichtere und verstärkte Einsatz des prozeduralen Gedächtnisses (Speicher für komplexe Handlungsabläufe) in Ergänzung des deklarativen

Gedächtnisses (Speicher für Fakten und deren Verknüpfungen) und damit die Fähigkeit, schneller vielfältige oder auch artfremde (routineferne) Aufgaben zu bewältigen (Multitasking), das erstaunlich hohe Maß an Intuition und Empathie, hohe Wortgewandtheit u. s. w.³

Werden diese Eigenschaften abgewertet, ausgeredet oder negiert und wird auf diese Weise gegen die selbsterlebten motivationalen Grundlagen der Frau agiert, kommt es zu inneren Konflikten. Dies neben der Tatsache, dass beim Verlust der »inneren Weiblichkeit« häufig nur noch Äußerlichkeiten wichtig werden (Kultstatus des Körpers mit Diätwahn, Schönheitsoperationen u. s. w.). Die gebetsmühlenartig verbreitete Ideologie, dass Gleichberechtigung nur durch Aufhebung der Geschlechterrollenunterschiede möglich sei, kann bei Frauen zu ernsthaften psychischen Problemen bis hin zu Depressionen führen.⁴ Die auf Grund hirnphysiologischer und hormoneller Unterschiede zirka doppelt so hohe Depressionsneigung von Frauen (23 %) gegenüber derjenigen von Männern (12 %) wird dadurch nicht unerheblich gesteigert werden.

Abwertung der Mutter

Für die **Mutter** bleibt bleibt im Genderismus so gut wie kein Platz.

Im Sinne der Gender Mainstream-Ideologie ist auch die Rolle der Mutter nur sozial und kulturell geprägt und damit wie die Rolle der Frau veränderbar. Der Genderismus schreckt nicht davor zurück, den im Generationsgedächtnis fest verankerten Begriff »Mutter« als eine Diskriminierung und Benachteiligung der Frau anzusehen, welche die Entfaltung und Selbstverwirklichung

behindere. Es ist nicht mehr die Rede vom identitätsstiftenden, sinngebenden Wesensmerkmal oder gar von Berufung und Selbstwertgefühl, welches ein Mann so nie erfahren wird, egal was er auch im Leben erreichen mag.

Vielmehr wird das klassische Bild der Mutter seitens der Gender-Ideologie bedenkenlos über Bord geworfen, und diejenigen, welche nach wie vor die frühkindliche Bindung an die Mutter propagieren, werden als hoffnungslos konservativ bzw. reaktionär bezeichnet.

Wie man grundsätzlich bei der Frau die oben geschilderte Gefahr ernsthafter psychischer Probleme nicht in Betracht zieht, vergisst man hier die für die kognitive Entwicklung der Kinder entscheidend wichtige Aufgabe, welche nur durch die Mutter optimal zu bewältigen ist.

Frühkindliche Sprachentwicklung benötigt Mutter

Die Frage, warum es auch Muttersprache und nicht Vatersprache heißt, ist in diesem Zusammenhang besonders interessant.

Es ist allgemein bekannt, dass der Foetus im Mutterleib bereits ab der 14. bis 24. Entwicklungswoche flüssigkeitsgekoppelt die Mutterstimme hört und nach der Geburt voll auf sie fixiert ist. Demgemäß sind weder der hinsichtlich der Schallleitung nicht flüssigkeitsgekoppelte Vater noch andere Frauenstimmen in der Lage, eine optimale und adäquate dyadenspezifische, also auf enger Zweierschaft basierende, Beziehung zu dem Neugeborenen aufzubauen. Dies wurde durch eine Vielzahl von Untersuchungen an nur wenigen Wochen alten Kindern mit Hilfe von Screeningverfahren (objektive Messverfahren, welche nicht auf sprachlichem

Kontakt beruhen, wie z. B. Kopfdrehungen, Reflexe, u. s. w.) bestätigt.⁵

Kinder sind also von Geburt an fähig, die mütterliche Stimme gegenüber anderen deutlich zu unterscheiden bzw. gegenüber allen anderen zu bevorzugen.

Frühkindliche Sprachentwicklung und Mutter

In der Säuglingsphase (0 bis 6. Monat) bringt das Kind besonders ausgeprägte Lust auf Lautbilder, Lust auf Repetieren (Lautwiederholungen) und eine erstaunliche Imitationsfähigkeit (Lippen- und Gesichtsbewegungen) mit. Vor allem bringt es angeborene, spezialisierte, neuronale Erkennungselemente für Konsonant-Vokal-Folgen, für Frequenzübergänge und Intensitätsvariationen mit, welche Grundbausteine der Sprache sind.

Die adäquate Stimulation erfolgt durch die sog. Baby- bzw. Ammensprache, welche in allen Kulturen identisch, mit verminderter Sprechgeschwindigkeit, überdeutlicher Artikulation und mehrfacher Wiederholung angeboten, dem noch unausgereiften Hörsystem des Säuglings entgegenkommt. Es liegt auf der Hand, dass dafür die vorgeburtlich gehörte Sprache der Mutter die entscheidende Voraussetzung ist, die auch durch noch so enge Kommunikation mit dem Vater oder anderen Bezugspersonen nicht voll ersetzt werden kann.

Denn bereits in den ersten 10 Lebenstagen wird eine dyadenspezifische Verständigung zwischen Mutter und Kind aufgebaut, die in der Folge permanent ausgenutzt werden muss, um eine ungestörte Sprach- und damit geistige Entwicklung (z.B. Vermeidung von Sprachentwicklungsstörungen und letztlich Lese-Rechtschreibschwächen) zu gewährleisten.